



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Kleine Schriften zur deutschen Philologie

Hübner, Arthur

Berlin, 1940

Um das Reichsamt der deutschen Sprache

[urn:nbn:de:hbz:466:1-69607](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-69607)

Um das Reichsamt der deutschen Sprache

Öffentlicher Vortrag in der Preussischen Akademie der Wissenschaften
1935

Wenn ich mich anschicke, zu einer umstrittenen Tagesfrage das Wort zu nehmen, muß ich vorweg bemerken, daß ich von keiner Gruppe, keinem Kreis offen oder geheimen Auftrag habe; sondern ich spreche nur als Gelehrter, der gewöhnt ist, auch das sprachliche Leben der Gegenwart zu verfolgen, und der aus seinen eigenen Beobachtungen, Studien, Überlegungen seine ganz persönlichen Schlüsse zieht.

Die Frage des Deutschen Sprachamtes, an sich recht alt, ist brennend geworden seit dem Umbruch des Jahres 1933. Plötzlich stand sie wieder im Vordergrund, wie so viele andere ungelöste Fragen unseres öffentlichen Lebens. Es gab eine Flut von Artikeln, Abhandlungen und Entwürfen in Zeitungen und Zeitschriften; und wenn sie auch bis heute anhält, sie ist inzwischen soweit abgeebbt, daß man daran gehen kann, die Summe zu ziehen. Zwei durchgehende Züge mögen vorweggenommen werden, die sich in den öffentlichen Auslassungen vielfach wiederholten. Zunächst: man weiß gern auf die früheren Ansätze zur Schaffung einer Akademie der deutschen Sprache hin (so nannten es ältere Zeiten gewöhnlich) und stellt es so dar, als wenn jetzt ein jahrhundertalter Traum der Deutschen in Erfüllung gehe oder gehen müsse, so wie auf politischem Gebiet im deutschen Einheitsstaat ein jahrhundertalter Traum seine Erfüllung gefunden hat. Es ist ja richtig: der Traum einer Deutschen Sprachakademie ist alt. Entsprungen ist er in den Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts. Im 18. Jahrhundert haben die tätigsten Hände und die lebendigsten Köpfe sich seiner angenommen, Gottsched, Herder. Im 19. Jahrhundert hat ihm namentlich die Zeit um den Siebziger Krieg neuen Auftrieb gegeben. Aber dies ehrwürdige Alter ist ohne Beweiskraft. Geschichtliche Analogien helfen auf diesem Felde gar nichts, aus dem einfachen Grunde, weil die sprachliche Lage Deutschlands im 17. und 18. Jahrhundert eine ganz andere war als heute. Um nur den tiefsten Unterschied hervorzuheben: im 17. Jahrhundert und zu Gottscheds Zeiten noch war das größte Problem der deutschen Sprachlage und die größte Sorge der Sprachfreunde das Auseinander- und Gegeneinanderstreben verschieden gerichteter Schriftsprachen. Heute ist das keine Sorge mehr: die Einigung der deutschen Schriftsprache ist erreicht; zum mindesten stehen wir im fünften Akt des Schauspiels. Ihre schwersten Jahrhunderte also hat die deutsche Sprache ohne die Hilfe einer Sprachakademie überstanden; sie ist auch so zum vorbestimmten Ziel der Einigung ihrer hoch- und schriftsprachlichen Form gelangt. Aber

auch eine solche negative Auswertung der geschichtlichen Analogie ist unrecht. Gründe g e g e n , die ehemals gegolten haben mögen, dürfen für uns ebenso wenig bedeuten, wie Gründe f ü r . Wir haben die Frage des Sprachantes vielmehr allein aus der sprachlichen Gegenwartslage und ihren Bedürfnissen zu beantworten; sie hat schon gegenüber dem 19. Jahrhundert ein sehr verändertes Aussehen.

Zum Zweiten: Es geistert durch die gegenwärtigen Erörterungen über das Sprachant immer wieder das Vorbild der Académie Française. Diese französische Akademie ist eine Gründung des 17. Jahrhunderts und aus dem Geist des 17. Jahrhunderts. Man sah die Pflege der Sprache und die Pflege der Dichtung noch als einigermaßen übereinstimmende Aufgabe und wollte eine Reihe von sprachlichen und stilistischen Werken schaffen, die norm- und regelgebend dem einen wie dem andern dienen. Fertig geworden ist davon nur das Wörterbuch der Akademie, das zuerst im Jahre 1694 erschien und seither immer wieder neu aufgelegt worden ist. Nun ist es freilich nicht mehr so, daß das Wörterbuch der Akademie als unbedingt verpflichtend anerkannt würde. Es gibt auch in Frankreich Schriftsteller, die sich ihre Wörter und ihre Sprache selber machen (die Akademie hat mit Rousseau so wenig wie mit Bala anzufangen gewußt). Es gibt in Frankreich Gelehrte, die das Wörterbuch schon halbwegs als eine Kuriosität ansehen, und es gibt in Frankreich eine Öffentlichkeit, die sich allmählich über das Wörterbuch lustig zu machen beginnt. So wird es denn schwerlich noch einmal eine Erneuerung finden. Gleichwohl sollen die Wirkungen, die von ihm ausgegangen sind und die namentlich über den Schulunterricht fruchtbar wurden, nicht unterschätzt werden; aber sie dürfen auch nicht überschätzt werden. Bei uns finden sich Begeisterte, die die ganze Glätte, Klarheit, Genauigkeit, Gefälligkeit der französischen Sprache dem Wörterbuch der Akademie gutschreiben möchten. Aber so etwas pflegt aus tieferen Schächten emporzusteigen. Da verwechselt man doch wohl Ursache und Wirkung. Aber wie dem auch sei, darüber sollte man sich klar sein: es ist eine Ausländerei größten Maßes, wenn uns immer wieder die Übernahme dieses Beispiels empfohlen wird. Und in eine Zeit, die unser Volk aus seiner besonderen vollkönnen Anlage heraus gestalten will, paßt das Beispiel einfach nicht mehr hinein. Die französische Akademie ist nämlich eine Ausgeburt französischen Geistes, wie man kaum eine echtere denken kann. Der Gedanke einer solchen Kodifizierung und Kanonifizierung des guten Sprachgebrauchs ist bluthaft französisch. Dies Wertlegen auf die glatte, untadelige, anerkannte Form ist romanische Art. Es ist höchst bezeichnend, daß der Gedanke akademischer Sprachregelung nicht nur in Frankreich, sondern auch in Italien und Spanien, obwohl ungleich bescheidener, verwirklicht worden ist. Und ebenso bezeichnend ist, daß der Gedanke in England so wenig Gestalt gewann wie in Deutschland, wie in den Niederlanden, wo man doch eine sehr eigenständige und reine Sprache zu entwickeln wußte. Hier scheidet sich ganz deutlich die romanische Welt von der germanischen. Also so wenig wie die geschichtliche Analogie hilft uns das ausländische Beispiel. Es gibt nur e i n e n Zugang zu dem Problem, und das ist die Deutung unserer sprachlichen Gegenwartslage.

Wir scheinen, wenn ich weniger Wichtiges übergehe, drei Züge vor allem für den gegenwärtigen Zustand unserer Sprache und unseres Sprachlebens bezeichnend zu sein. Das erste ist, was ich 'Veröffentlichung' der Sprache nennen möchte; das Wort ist nicht gut, aber ein besseres ist schwer zu finden (und 'Publikanisierung' möchte ich nicht sagen). Wir müssen etwas aus- holen, um uns über den Begriff klar zu werden. Die reichentwickelte Sprache eines großen Volkes, wie des deutschen, strebt in ihrem natürlichen Wachstum nicht nur zu Ausgleichen, sondern auch zu Besonderungen. Es gibt oder gab bei uns (wenn wir den Vorgang der Veröffentlichung fürs erste einmal ausschalten) eine Sprache des flachen Landes, das sind die vielgespaltenen Mundarten. Darüber liegt die Sprache der kleinen Landstädte, darüber die der größeren und großen Städte. Die Vielgestaltigkeit der Sprache ver- ringert sich in dieser Pyramide von unten nach oben: am buntesten ist das mundartliche Leben in der untersten Ebene, je weiter nach oben, um so mehr verblaßt es. Innerhalb jeder Lage aber gibt es verschiedene soziale Schichten, verschiedene Berufe und Betätigungen. Sie haben alle ihre sprachlichen Sonderheiten, vielfach sogar ihre Eigensprache: man denke an die Sprache des Handels, der Technik, von den gelehrten Fachsprachen nicht zu reden. Wenn man die Dinge so sieht, muß man die Pyramide auf die Spitze stellen: dann steigert sich die Vielgestaltigkeit von unten nach oben. Diese Vielformig- keit der Sprache, diese Schichtung, Fächerung und Zerlegung in Sprachlagen, Sprachgruppen und Sprachkreise landschaftlicher, gesellschaftlicher, beruflicher Art ist ein natürlicher Zustand jeder entwickelten Kultursprache, der als solcher unaufhebbar ist.

Was unsere heutige Sprachlage kennzeichnet, ist ein Verschwimmen oder Verschwinden der Grenzen innerhalb der Vielgestaltigkeit, und hervorgerufen wird es eben durch den Vorgang der Veröffentlichung der Sprache. Es lebt nicht mehr jede Sprachschicht, jeder Sprachkreis ruhig, beinahe unbewußt und unangetastet in sich, sondern er muß sich einstellen oder umstellen auf eine lingua publica, die sich mit der lingua communis überschneidet, aber nicht deckt. Um ein paar Beispiele zu geben: Gewisse Zweige der Industrie, der Technik dringen heute bis ins kleinste Dorf, ja in j e d e s kleine Dorf. Die technische Sprache dieser Zweige gewinnt eine ungeahnte Öffentlichkeit; Wörter wie Transformator, Traktor und dergleichen werden öffentliche Wörter, mit denen auch der Bauer sich abzufinden hat, so oder so. — Ge- wisse auch sprachlich schwer zu bewältigende Wissenschaftsgebiete, Physik, Chemie, neuerdings Erblehre, haben Eingang gefunden in die Schulbücher und werden damit öffentlich. — Die Sprache der Philosophie ist im Durch- schnitt heute gewiß nicht schlechter als zu Zeiten Kants, aber heute bemerkt man mißfällig, daß hier eine sprachliche Sonderform, eine Sondersprache mit eignem und schwer verständlichem Wortschatz ihr Wesen treibt, weil auch die Philosophie mehr und mehr ins Getriebe der lingua publica hineingezogen wird. — Man denke an unser öffentliches Leben: Unzählige Sprachträger werden heute vor Sprachaufgaben, auch solche der lingua publica, gestellt, die in einen anderen Sprachkreis fallen als den, dem diese Sprecher eigentlich zugehören und in dem sie sich sicher fühlen. Unzählige Sprachträger werden

ohne Wissen und Willen aus den verschiedensten Richtungen von dieser lingua publica angegriffen und in ihrem natürlichen Sprachleben gestört, manchmal geradezu zerstört. Als Beispiel dazu mögen ein paar Sätze aus einem Briefe dienen, den vor kurzem eine Berliner Schulleiterin von dem Vater einer Schülerin erhielt:

Ich bedaure, die vorhandenen unrichtigen Dinge in bezug meiner Tochter, meiner gesundheitlichen Depression wegen mit Ihnen nicht persönlich bearbeiten zu können. Ihre begründeten Unterlagen sind unwahr, womit Sie meine Frau kloformartig betäubt haben. Sie geben unrichtig vor, meine Tochter hat durch Unzucht Schulpflichtstunden versäumt. . . . Die fehlenden Stunden der genannten, kann ich voll und ganz verantworten. Sie wurden für den Rundfunk und Schallplatten der Allgemeinheit verwendet. Nach Beschluß der Musikammer darf diese Zeit von allen Schulen nicht als versäumt angerechnet werden. Durch Ihre Inducierende Einwirkung auf meine Frau, bin ich gezwungen, Ihnen nachzuweisen, daß meine Tochter nicht eine Sekunde unrichtig versäumt hat. Bedauere, daß Sie als Leiterin der Anstalt den Vorgang der hier infrage kommenden Schülerin so absurd beurteilen, muß Ihre Angaben als grobe Unrichtigkeiten zurückweisen. . . .

Das Beispiel ist sehr grell, aber auch insofern lehrreich, als es spüren läßt, wer die mächtigsten Träger dieser Veröffentlichung der Sprache sind: die Zeitung nämlich und ihr gesprochenes Gegenstück, der Rundfunk. Was der Rundfunk einmal für die Entwicklung unserer Sprache bedeuten wird, ist noch gar nicht abzusehen. Nur die Richtung seiner Wirkungen ist klar. Im Rundfunk gewinnt heute die Sprache den höchsten Grad von Öffentlichkeit; sie gewinnt Möglichkeiten einer Einebnung der Unterschiede zwischen den Sprachkreisen, namentlich auch den landschaftlichen Sprachkreisen, von denen man sich vor dreißig Jahren nichts träumen ließ. Heute hämmert dem Uckermärker Bauer Tag für Tag sein Lautsprecher eine blutleere Berliner Rundfunksprache ein. Auf die Länge gesehen kann es gar nicht ausbleiben, daß das seine eigene Sprache umbildet. Das erste große Ergebnis dieses Öffentlichwerdens der Sprache, das natürlich seit Jahrzehnten sich vorbereitet, sind Konflikte, Spannungen, Unsicherheiten überall, namentlich bei denen, die nicht mehr unbefangen und stark genug sind, aus ihrem Sprachkreis heraus sprachlich zu leben.

Das zweite große Merkmal ist die 'Verwirtschaftlichung' unserer Sprache. Wir kennen das Schlagwort: 'Die Wirtschaft ist das Schicksal', ein Schlagwort, gegen das sich das neue Deutschland Gott sei Dank mit aller Kraft zur Wehr setzt. Auch für unsere Sprache ist die Wirtschaft ein Schicksal, dem wir uns, in Grenzen, gar nicht werden entziehen können: ein großer, unentrinnbarer Lebensvorgang in unserem Volkskörper, unserer Volksgeschichte drängt zu dem entsprechenden sprachlichen Ausdruck. Wir müssen dabei das Wort Wirtschaft in denkbar weitestem Sinn nehmen und alles darunter verstehen, was mit Technik, Industrie, Handel, Wandel und Verkehr zusammenhängt. Es ist nicht möglich, in diesem Rahmen auch nur eine ungefähre Vorstellung davon zu geben, wie tief die Verwirtschaftlichung unsere Sprache angreift, wie sie alle Felder der Sprachformung berührt, die Wort-

wahl ebenso wie die Wortbildung, die Wortordnung, den Stil. Vor dreißig Jahren sagte man: 'von 1900 ab', heute sagt man: 'ab 1900', 'ab 3 Uhr'. Und der Gebrauch greift aus dem Zeitlichen auch aufs Örtliche über: 'ab Augsburg war die Straße gut'. Was bedeutet das? Eine Eigenheit des Geschäftsbriefes verschafft sich Eingang in die Gemeinsprache; und sie wird sich sicher durchsetzen, soweit sie sich nicht schon durchgesetzt hat. Das ist ein winziges Beispiel, aber es deutet immerhin eine Richtung an, die für die verwirtschaftlichte Sprache von besonderer Bedeutung ist, das ist ihr Streben nach Kürze, und zwar nach Kürze um jeden Preis. Sieht man die Dinge aufs Ganze hin an, so muß man sagen: eine Sprachform, die ursprünglich eine Sondersprache im Sprachganzen ist (nämlich die Sprachform des Kaufmanns, der Wirtschaft), ist heute auf dem besten Wege, unserer Gemeinsprache ihre Züge einzuprägen. Nun bildet sich aber diese Sondersprache nach Gesichtspunkten, die man nicht zu Leitsternen für die allgemeine Sprachentwicklung machen möchte. Ihre Richtlinien sind: Kürze, Sparsamkeit, Treffsicherheit des Ausdrucks; aber leider auch: Gespreiztheit, Lautheit, Effekt, Reklame, Propaganda. Auf diese zweite Linie gehört die Fremdwörtererei der verwirtschaftlichten Sprache, die ganz wesentlich unter dem Gesichtspunkt des Auffallenden, Neuartigen, Abstechenden, eben der Reklamewirkung, verstanden werden will. Auf die erste Linie gehört der Kurzstil, die Neigung, auf Beugungs- und Ableitungsmittel mehr und mehr zu verzichten, der Gang, die Wörter wie rohe Blöcke nebeneinander zu fügen; also: 'Elektrizitätswerk Mark' statt 'Märkisches Elektrizitätswerk', 'Grube Sulzbach' statt 'Sulzbacher Grube'. Eine Neigung übrigens, die heute durch alle europäischen Sprachen geht, weil sie alle unter dem gleichen Schicksal der Wirtschaft stehen. Es scheint sicher, daß wir, auf weitere Sicht gesehen, gewisse Neu- und Umformungen werden hinnehmen müssen, die von der verwirtschaftlichten Sprache ausgehen. In jedem Fall rührt sie tiefer an unser gegenwärtiges Sprachleben als eine andere Sonderform der Sprache, die früher zeitweise von ihrem Eigenbereich aus die Gemeinsprache bedrohte, das ist die Juristensprache, das Amtsdeutsch.

Der dritte bezeichnende Zug der gegenwärtigen Sprache ist ihr ungeheurer Bedarf an neuen Ausdrucksmitteln, besonders an neuem Wortgut. Und wieder ist der Kaufmann der größte Verbraucher. Man denke an die chemische Industrie: jeder Tag bringt neue Erzeugnisse, und alle wollen einen Namen, vielfach einen öffentlichen Namen. Und sind es nicht neue Dinge, so sind es neue Begriffe, die ihren Namen fordern. Auch wer ein grundsätzlicher Gegner des Fremdwortes ist, das sich hier stets als gefälligster Helfer einstellt, muß sich doch fragen, wie unsere Sprache auf die Dauer dem immer steigenden Bedürfnis nach neuen Ausdrucksmitteln genügen soll, ohne Schaden zu leiden. Nun hat unsere Sprache durchaus noch ihre Zeugekräfte; mit der 'Verkalkung', die auch sie sich neuerdings nachsagen lassen muß, ist es noch nicht so arg. Sie hat das wundervolle Mittel der Wortzusammensetzung: 'Rundfunk', 'Flugzeug', 'Kraftwagen' — aber 'Kraftwagenführer' ist schon zu schwer. Auch dies Mittel hat seine Grenzen in sich; und wenn man es gar zu sehr anstrengt, führt das entweder zu einer sprachlichen

Inzucht, oder es führt zu schwerfälligen Häufentwörtern, die die grobe Abkürzung geradezu herausfordern: 'Selbsthilfebund der Körperbehinderten', gleich SW. Menschen mit sprachlichem Feingefühl verlangen deshalb, man solle es statt der gehäuften Zusammensetzungen mit Neubildungen aus Grundwörtern versuchen. Schon Goethe hat das gelegentlich empfohlen: 'Warum sollten wir uns nicht des Ausdrucks bedienen: die Hühner stengeln, sie setzen sich auf die Stangen' (er ist angeregt durch französisch perche 'Stange', das ein Verbum percher neben sich hat). 'Mir kommt diese Art viel vorzüglicher vor, als wenn man entweder durch Vorsezung der kleinen Partikeln oder durch Zusammensetzung Worte bildet.' Es ist lehrreich, daß auch neuerdings gerade Dichter wieder diesen Weg empfehlen.

Nun scheiden ja gewisse, und zwar die anspruchsvollsten und habgierigsten Gebiete bei diesem Bedarf an Neuwörtern aus. Man hört freilich auch Stimmen, die nach einer Eindeutschung der wissenschaftlichen Fachsprachen rufen. Aber es wäre ein Unding und gar kein Dienst an der deutschen Sprache, wenn man von der Mathematik oder der Chemie oder der theoretischen Physik verlangen wollte, daß sie sich mit all ihren Eigenwörtern aus dem Deutschen bedient. Es gibt nämlich auch Dinge, für die die deutsche Sprache zu schade ist. Die Kunstausdrücke in den Fachsprachen haben etwas Starres, Festgelegtes, Unveränderliches; das natürliche deutsche Wort aber ist ein lebendiges Wesen, wachsend, schillernd, oft mehrgesichtig. Es ist durchaus keine dankbare Rolle für ein deutsches Wort, ein unbeweglicher, entlegener, nur für einen kleinen Kreis von Fachleuten vorhandener Fachausdruck zu werden. Das Bild ändert sich aber sofort, wenn es sich um Fachausdrücke oder Fachgebiete handelt, an denen die lingua publica ihren Anteil gewinnt oder fordern darf. Denn die öffentliche deutsche Sprache soll nach Menschenmöglichkeit deutsch sein. Es liegt deshalb im Zuge eines gesunden Sprachlebens, wenn man in der Erblehre neuerdings versucht, wenigstens die Hauptbegriffe auf deutsch zu prägen. Aber das ist begreiflicherweise ein ganz künstliches Geschäft.

Und so ist es oft und oft ein künstliches Geschäft, wenn wir versuchen, den Bedarf an Ausdrucksmitteln unserer heutigen Sprache zu decken. Es ist nicht ungefährlich, wenn man einfach dem Kaufmann dies Geschäft überläßt. Die verwirtschaftlichte Sprache ist zwar sehr behende im Wortschaffen; sie treibt sogar neue Wortbildungselemente hervor, z. B. das jüngste deutsche Suffix =ag (gleich Aktiengesellschaft): Gapag, Hanomag, Kraftag, Preußag, Bewag, Gepag, Aboag . . . Solche Schöpfungen mögen den Bedürfnissen und dem Geschmac der Wirtschaftsfrage genügen. Sie genügen aber nicht den Anforderungen und dem Geist der Gemeinsprache, in die sie sich drängen. Es ist nicht damit getan, daß man den Unfug sühnt, man muß seine tieferen Gründe erkennen. Nur dann gewinnt man die Möglichkeit zu Abwehr-, Einschränkungs- und Vorbeugungsmaßnahmen.

Es braucht kaum ausgesprochen zu werden, daß die drei Erscheinungen der Veröffentlichung, Verwirtschaflichung und des Hungers nach Ausdrucksmitteln, die das Besondere unserer sprachlichen Lage ausmachen, vielfach miteinander zusammenhängen; das verstärkt den Schaden und erschwert die Ab-

hilfe. Aus dieser Lage ergibt sich eine Unsicherheit, Entwurzelung und Verkünstlichung des sprachlichen Lebens, wie sie so noch niemals in unserer Sprachgeschichte dagewesen ist. Diese unsicher gewordene und künstlich werdende Sprache darf man nicht sich selber überlassen. Die Lage ruft gebieterisch nach Sprachbeobachtung und Sprachpflege. Aber es ist klar, daß uns geschichtliche Vorbilder (und auch die französische Akademie ist ein längst geschichtlich gewordenes Vorbild) nicht helfen können: wir müssen die Form selber schaffen.

Die Stimmung in der Öffentlichkeit spricht außerordentlich stark für ein Sprachamt; Stimmen dagegen wagen sich kaum hervor, woraus man freilich nicht schließen darf, daß es sie nicht gäbe. Bei den Plänen, die man entwirft, bei den Wünschen und Forderungen, die man an das Sprachamt richtet, gehen die Meinungen freilich erheblich auseinander. Es sind zumeist Forderungen, bei denen der Tieferblickende sieht, wie sie aus unserer sprachlichen Gesamtlage erwachsen, oft aber nur einem Teilbedürfnis dieser Gesamtlage gerecht werden, manchmal auch nur einem eingebildeten Bedürfnis zu entsprechen suchen. Am stärksten ist offenbar der Wunsch nach Festlegung schwankenden Sprachgebrauchs. Er meldet sich zumeist bei Leuten, die nicht mehr ruhig in ihrer begrenzten Sprache leben, sondern in die *lingua publica* hineingeworfen werden. Nun werden sie unsicher und fragen: 'Heißt es die Lichte oder die Lichter? Was ist richtig: Augsburger Tagblatt oder Berliner Tageblatt? Sagt man Pressefreiheit oder Pressfreiheit? den Nachbar oder den Nachbarn? der Schneid oder die Schneid? trotz dem Kriege oder trotz des Krieges?' Man soll solchen Fragern ein einfaches Stilwörterbuch und eine brauchbare Grammatik in die Hand geben. Wer in sich selbst die Sprachregel nicht mehr hat oder ihr nicht mehr traut, hat allen Anspruch auf Hilfe und Beratung. Es schadet auch gar nichts, wenn diese Beratung gelegentlich eindeutig eine bestimmte Form empfiehlt, als es der lebende Sprachstand rechtfertigt: dem sprachlich Unsicheren ist nur mit einem festen Stab geholfen. Und wer mag, soll sich daran halten. Aber es wäre natürlich ganz verfehlt, auf Grund solcher Wünsche einem Sprachamt die Aufgabe zuzuweisen, den Sprachgebrauch festzulegen. Denn das hieße, aus der Lebenden eine tote Sprache machen. Die Sprache ist ja in unaufhörlichem Fluß; sie ist gesund nur, solange sie sich bewegt; und die Stellen des Schwankens, der doppelten Möglichkeit sind immer die Stellen, wo die Sprache wächst. Was besagen die kleinen Nöte, die dem einzelnen Sprachträger, zumeist dem weniger sprachmächtigen, erwachsen, was besagen gar die Nöte, die dem deutschlernenden Ausländer aus solchen Sprachschwankungen erwachsen, gegenüber der großen Tatsache, daß wir unsere Sprache in ihren tiefen Werdekräften lebendig halten müssen.

Anderer Wünsche, die übertrieben sind, bewegen sich auf der Linie einer Vereinheitlichung der Aussprache. Auch sie sind nicht neu: schon vor Jahrzehnten hat es Apostel einer deutschen Einheitsaussprache gegeben. Aber es ist begreiflich, daß sie sich heute wieder melden, wo wir im Zeitalter des Rundfunks stehen, der auch dem gesprochenen Wort eine ungeahnte Öffentlichkeit gibt. Früher war es kein Notstand, daß auch der gebildete Schwabe anders

sprach als der gebildete Bayer oder Leipziger oder Königsberger. Heute scheint es ein Notstand zu werden, wenigstens wenn man die Maßstäbe des Rundfunks anlegen wollte. Daß die Pflege des gesprochenen Wortes in Deutschland bislang ungebührlich zurückgefallen hat und daß die Bestrebungen anzuerkennen sind, die auf Sprecherziehung hinielen, ist keine Frage. Eine sehr große Frage aber ist, wie weit diese Sprecherziehung ein Recht hat, gewachsene Lautungen durch künstliche, angeblich bessere zu ersetzen einer äußeren Vereinheitlichung oder gar einer abstrakten Schönheit zu Liebe. Man muß sich auch hier darüber klar sein, daß eine Sonderform der Sprache nicht ohne weiteres den Anspruch erheben darf, für alle Sprachträger (oder doch weite Kreise von ihnen) verbindlich zu sein. Und eine Sonderform ist doch die Kunstsprache, wie sie die Berufssprecher der Bühne, des Vortragsaalcs, des Rundfunks uns vorsehen. Auch auf diesem Felde sind die Schwankungen, die Unterschiede das Leben, und die künstliche Einheit wäre der Tod. Es ist ein merkwürdiges Widerspiel: wir freuen uns heute der stammheitlichen Besonderungen, des landschaftlichen Reichthums nicht nur in Sitte, Tracht, Leben des Volkes, sondern auch in hohen Kulturäußerungen. In der Sprache aber soll das alles für nichts gelten. Dabei vergißt man noch eins, daß nämlich das gesprochene Wort (unendlich stärker als das geschriebene) der einzelnen Persönlichkeit verhaftet bleibt. Es ist ein Ausdruckselement von ihr, wie Bewegung, Haltung, Mienenspiel, und hat geradezu Anspruch auf eine persönliche Note. Man sollte meinen, daß das Besondere und Sprechende dieser persönlichen Note viel wertvoller ist als eine allgemein verbindliche, nach einem künstlichen Schönheitsrezept zurechtgemachte Hochsprache. Also auch hier muß es heißen: Pflege nur, soweit Pflege von nöthen ist; im übrigen aber: wachsen lassen. Für die Sprachträger und Sprachkreise, die von der lingua publica eingemeindet werden, ist eine natürliche Ausgleichsbewegung auch in Lautungsdingen in vollstem Zuge; sie braucht gar nicht von Amts wegen unterstützt zu werden. Man kann sich nur schwer eine Vorstellung davon machen, welche ungeheuren Fortschritte dieser Ausgleich in den letzten hundert Jahren gemacht hat. Noch Goethe hatte eine Sprechsprache, die ihn heute in jeder gebildeten Gesellschaft unmöglich machen würde.

Dann soll das Sprachamt unsere Rechtschreibung verbessern, ein Wunsch, der namentlich im Jahre 1933 so lebhaft und ernsthaft geäußert worden ist, daß schon die Verleger unruhig wurden. Überhaupt will diese Forderung stark von der wirtschaftlichen Sicht der Sprache aus betrachtet werden. An sich ist das ein Gebiet, das durchaus einer amtlichen Regelung zugänglich ist. Unsere Rechtschreibung hat sich auf amtliches Geheiß gewandelt, sie hat die eine oder andere schwache Stelle, sie kann sich gern wieder einmal ändern. Aber man überschätze das nicht: die Rechtschreibung ist doch nicht die Sprache, sondern das Kleid über dem wachsenden Leib der Sprache. Gewiß, es kann einmal unmodern werden; aber allzubiel ist nicht daran gelegen, ob ein Fältchen so oder anders läuft. Und ganz sicher ist, daß wir heute brennendere Sprachsorgen haben als eine Erneuerung der Orthographie.

Sehr berechtigt sind dagegen nach dem Bilde unserer sprachlichen Lage, das wir uns eingangs vor Augen stellten, die Forderungen nach Sprach-

beratung, Sprachüberwachung und sinngemäßer Weiterbildung der Sprache, die auch in der öffentlichen Erörterung im Vordergrund stehen. Nur sind diese Aufgaben leichter zu stellen als praktisch zu lösen. Nehmen wir nur den größten Schädling, dessen Bekämpfung in diesen Bezirk fallen würde, das Fremdwort. Wenn wir das Sprachamt haben, wie soll es von Amts wegen mit ihm fertig werden? Es geht wirklich nicht so einfach, wie kürzlich (übrigens nach älterem Muster) wieder gefordert worden ist, daß man das Fremdwort kurzerhand unter Steuer oder Strafe stellt.

Von den sonstigen Wünschen, die man dem Sprachamt mitgibt oder mit denen man die Forderung des Sprachamtes begründet, sei nur noch einer herausgehoben, weil es sich da um ein sehr ernsthaftes Anliegen handelt, das ist die Werbung für die deutsche Sprache im Ausland. Man könnte damit eine zweite Aufgabe verbinden, das wäre die sprachliche Betreuung und Unterstützung des Auslandsdeutschtums. Hier bietet sich zweifellos eine Aufgabe von höchster kulturpolitischer, ja nationalpolitischer Bedeutung, der unter allen Umständen genügt werden muß. Die Frage ist nur, ob sie nicht so groß und so eigenrichtig in sich ist, daß sie von einer eigens dafür bestimmten Stelle nach besonderen Richtlinien mit gesammelter Kraft angegriffen werden müßte.

Es gibt nun, wenn man die Zeitungen verfolgt, noch hundert andere Gründe, um nach dem Sprachamt zu rufen. Da melden sich die deutschen Monatsnamen wieder, für die seit vielen Jahrzehnten geworben wird, ohne daß die Werbung sichtliche Fortschritte machte. Offenbar empfindet das allgemeine Sprachbewußtsein die Monatsnamen zu sehr als gängige Verkehrswörter, als daß ihm daran läge, sie mit so viel Sinn- und Gefühlsgehalt zu füllen, wie er den vorgeschlagenen deutschen Ersatzwörtern gutenteils eigen ist. Oder die deutschen Blumennamen rufen um Hilfe, die in Gefahr sind, von lateinischen überwältigt zu werden. Auch das ein Beleg für die Folgen der 'Veröffentlichung' der Sprache. Solange der Erfurter Züchter seine Gewächse nur in Thüringen verkaufte, konnte er mit deutschen Namen durchkommen; nun er seine Preislisten über ganz Deutschland schickt, ist er bis zu einem gewissen Grade genötigt, von deutschen Benennungen abzusehen wegen der außerordentlich starken landschaftlichen Unterschiede, die gerade die Benennung der Pflanzen aufweist. Wenn heute der Gärtner seine Pflanzen nur noch lateinisch nennt, so ist wieder eine besondere Form der lingua publica in sein natürliches Sprachleben eingedrungen und richtet da Verwüstungen an. Das ist gewiß eine Sache, die man beachten soll; aber es ist nur die kleine Teiläußerung eines Leidens, das viel allgemeiner ist und viel weitere Kreise zieht. Kurz, wo jemanden sprachlich der Schuß drückt, ruft er nach dem Amt. Bestrebungen aller verschiedenster, ja zum Teil widersprechender Art erhoffen von ihm das Heil. Wenn man ihm den Schutz der Mundarten zuschreiben will und auf der anderen Seite die Pflege hochsprachlicher Lautung, wie manche sie (mit einer ausgesprochenen Spitze gegen das Mundartliche) meinen, so wäre das ein solcher Widerspruch.

Ich bekenne mich zu den Tasagern, aber gerade darum wage ich es auszusprechen: wenn wir das Sprachamt haben, es wird manchen enttäuschen.

Die Sprache ist gewiß künstlichem Eingriff offen; fragt sich nur, wie tief dieser Eingriff dringt. Die unteren Schichten, wo die großen Notwendigkeiten dem Wachstum der Sprache diese oder jene Richtung geben, erreicht er nicht. Etwas von Oberflächenarbeit wird immer dabei bleiben. Und mancher Mißerfolg, manches fruchtlose Mühen erklärt sich eben daher, daß die tiefere Notwendigkeit stärker ist als der menschliche Wille: da wird es der Sprachpflege nicht anders gehen als so vielem, woran der Mensch sich versucht. Aber solche Überlegungen dürfen uns nicht müde machen, die beste Form für die künstliche Sprachbeeinflussung zu suchen.

Als im Jahre 1926 die 'Sektion für Dichtkunst' bei der Akademie der Künste geschaffen wurde, die vielberufene 'Dichterkademie', erklärte der erste Präsident, daß die Akademie nicht nur das dichterische, sondern auch das sprachliche Gewissen der deutschen Nation zu verkörpern habe. Die Akademie hat später auch ein 'Sprachamt' eingerichtet, das von einem bekannten Dichter verwaltet wird, ohne daß aber jene Wirkungen ins Breite zu spüren wären, auf die hier alles ankommt. So aner kennenswert das sprachliche Verantwortungsgesühl ist, das aus dem Schritt der Akademie spricht, dieser Weg kann nicht zum Ziel führen, und zwar aus tiefen inneren Gründen nicht. Es mag keckerisch klingen, aber die Keckerei muß einmal ausgesprochen werden: Es geht nicht an, so ausschließlich, wie es oft geschieht, den Dichter als den Mann hinzustellen, der die Sprache eines Volkes, ihre Pflege und Fortbildung in der Hand hat; und es geht nicht an, so selbstverständlich, wie es oft geschieht, die Dichtersprache als vorbildhaft und richtunggebend für die allgemeine Sprachentwicklung hinzustellen. Je mehr einer ein Dichter ist, um so persönlicher, um so einmaliger ist seine Sprache; sie ist der Marmor, aus dem er seine eigenen Formen herauszuschlagen hat. Etwas ganz anderes ist die Schriftstellersprache: sie hat den Ruhepunkt nicht im Persönlichen, sondern im Allgemeingültigen. Und wenn in jener die persönlichen, so wirken sich in ihr mehr die soziologischen Kräfte der Sprachbildung aus. Die Schriftstellersprache hat eher einen Zug zum Beispielhaften, Richtungsgebenden. Nun sind freilich viele Dichter auch Schriftsteller, das verschwierigt die Frage etwas; doch ist die Bindung durchaus keine notwendige. Es gibt Dichter, die nichts als Schriftsteller sind; aber es gibt auch Dichter, die gar kein Zeug zum Schriftsteller haben. Der Schluß ist klar: Wollte die Dichterkademie die Aufgaben einer Sprachakademie übernehmen, hielte sie sich für die eigentlich berufene Stelle, so ergäbe das einen Widersinn in sich. Sie würde damit bekennen, daß nicht der Dichter, sondern der Schriftsteller in ihr die Oberhand hat. Und wenn die Franzosen sich eine Akademie der Sprachregelung geschaffen haben — mit einiger Zuspitzung könnte man sagen: sie bekunden damit, daß sie nicht ein Volk der Dichter, sondern eher ein Volk der Schriftsteller sind.

Ein anderer, sehr ernsthafter Versuch, zu einem Sprachamt zu gelangen, ist vor zwei Jahren von München aus unternommen worden. Man dachte sich die Sache als eine große Organisation; alle möglichen Vereine, Verbände, Gesellschaften, denen an der Beeinflussung unseres Sprachlebens gelegen ist, sollten zu gemeinsamer Arbeit zusammengefaßt werden. Also

der Deutsche Ausschuß für Sprechkunde und Sprecherziehung, der Deutsche Sprachverein, die Deutsche Akademie in München, die sich um die deutsche Sprachverbürgung im Ausland bemüht, die Reichsrundfunkgesellschaft, der Deutsche Bühnenverein, die Gesellschaft für deutsche Bildung, Standesvertretungen der Schule und andere mehr. Das Sprachamt wäre also eine Dachorganisation geworden, eine Reichsumschlag- oder Reichsmittelstelle für alle Fragen der Sprachpflege. Es wäre nicht mehr ein Körper gewesen, der aus dem Kern einer eignen sprachlichen Aufgabe heraus gelebt hätte, und da liegen die Bedenken. Mit einer bloßen weiträumigen Organisation ist auf diesem Felde wenig genug geschehen. Der Plan hat sich inzwischen auch totgelaufen, so sehr man wünschen möchte, daß gesunde Teilgedanken, die in ihm steckten, auf anderen Wegen ihre Erfüllung finden.

Statt dessen ist vor kurzem durch einen schnellen Entschluß des Reichsinnenministeriums ein 'Sprachpflegeamt' geschaffen worden. Es ist gut und klug, daß dieser Schritt geschah. Schon der Titel, der nicht die herrische Gebärde eines 'Reichsamtes der deutschen Sprache' aufsetzt, hat etwas Wohltuendes. Das Sprachpflegeamt ist von vornherein als eine vorläufige, als eine Übergangs- und Entwicklungsform gedacht; anders kann es auch gar nicht sein. Ein deutsches Sprachamt müßte selbstverständlich darauf bedacht sein, in eine volle Übereinstimmung mit den sprachlichen Bemühungen und Notwendigkeiten Österreichs und der Schweiz zu kommen. Sonst beschwört man die Gefahr einer Auseinanderentwicklung der deutschen Gesamtsprache herauf, die Gefahr eines Zerbrechens der in jahrhundertelangen Kämpfen mühsam errungenen Einheit der deutschen Schriftsprache. Von einer solchen Übereinstimmung mit Österreich und der Schweiz sind wir noch entfernt; deshalb war für den Augenblick nur eine vorläufige Lösung möglich. Es wird alles davon abhängen, welche Entwicklung das Sprachpflegeamt nimmt. Da darf man es als glückliche Vorbedeutung ansehen, daß der hohe Ministerialbeamte, der das Amt gegründet hat und ihm vorsteht, zugleich Vorsitzender des Deutschen Sprachvereins ist.

Damit tritt endlich eine Größe in unseren Gesichtskreis, die beanspruchen kann, daß in diesen Dingen nichts über ihren Kopf geschieht. Der Sprachverein wird heuer fünfzig Jahre alt. Gegen was für Widerstand und was für Unverstand hat er sich durchsetzen müssen! Wie ist er angegriffen und bespöttelt worden! Aber es gehörte ein ordentliches Maß von Kurzsichtigkeit dazu, wenn man noch heute bei der Ablehnung verharren wollte. Freilich finden auch wohlmeinende Beurteiler des Sprachvereins, daß seine Bemühungen manchmal etwas zu Harthändiges und Handwerkerliches, seine Versuche öfter etwas Gewagtes und Gewaltfames haben. Wogegen zu sagen wäre, daß man nicht alles, was im Namen des Sprachvereins geschieht, dem Sprachverein zuschieben darf. Zu jeder Bewegung, die im Angriff ist, gehören Leute, die vorprellen, und Schützen, die übers Ziel schießen. Aber selbst wenn die Kritiker recht haben, wer kann über solchen Schwächen, über gelegentlichen Fehlgriffen und überscharfen den ungeheuren Segen verkennen, der unserem Sprachleben durch die Wirkung des Sprachvereins erwachsen ist. Es ist mir eine Freude, das gerade von diesem Ratgeber aus einmal aus-

drücklich festzustellen. Es ist nicht unrichtig, wenn man es in Kreisen des Sprachvereins als einen Sieg der eignen Sache, als ein Aufgehen mühevoll gestreuten Samens ansieht, daß in unseren Tagen ein neues sprachliches Verantwortungsgefühl immer greifbarer seine Früchte trägt. Tatsächlich ist es so, daß wir ein recht wirksames Sprachamt haben, das eine Fülle von Möglichkeiten künstlicher Sprachbeeinflussung durchprobiert hat, ein Amt, das gerade die drei Dinge, die auch bei der gegenwärtigen Erörterung wieder mit Recht im Vordergrund stehen, seit Jahrzehnten übt: Sprachberatung, Sprachbeobachtung, Hilfe bei der sinngemäßen Weiterbildung unserer Sprache. Alle Vernunft spricht dafür, sich die Erfahrungen einer solchen anerkannt erfolgreichen Stelle zunutze zu machen.

Sa, wendet man ein, aber es ist eben ein Verein, von Privatleuten getragen und auf private Wege der Beeinflussung angewiesen. In einer der Besprechungen, die vor zwei Jahren dem Gedanken des Sprachamtes Gestalt zu geben suchten, fiel der Satz: 'Der Verein ist die organisatorische Form des 19. Jahrhunderts, auch wenn es einem öffentlichen Zweck galt, die Form des 20. Jahrhunderts ist das Amt.' An diesem Einwand ist unzweifelhaft etwas Richtiges, aber doch in begrenztem Sinn. Was das Amt braucht, ist nicht die staatliche Macht, um Entscheidungen durchzusetzen, verbindliche Regelungen zu treffen, die gar zu leicht Maßregelungen der Sprache werden können; sondern was das Amt braucht, ist der staatliche Rückhalt, um die Beratungs-, Aufklärungs- und Werbetätigkeit in die weitesten Kreise zu tragen und ihr Nachdruck zu geben. Ein 'mit Befehlsgewalt ausgestattetes Amt', das 'bindende Entscheidungen' zu treffen hätte, ist ein Unding und wird schon deshalb nicht kommen, weil es nicht kommen kann. Das schließt natürlich nicht aus, daß der Sprachunsichere in einem Sinn beraten wird, der ihm die Entscheidung abnimmt und ihn bindet. Aber den Sprachsicheren binden nach Entscheidungen, die für den Sprachunsicheren nötig sein mögen — man mag es nur einmal versuchen!

Um es kurz zu machen: Die Lösung dürfte auf dem Wege liegen, daß das Sprachpflegeamt die vorhandenen und erprobten Träger der Sprachpflege irgendwie mit sich verschmilzt. Dazu gehört neben dem Sprachverein etwa die Sprachberatungsstelle des Bibliographischen Instituts in Leipzig. Das ist der Verlag, der den Duden herausbringt. Das Rechtschreibwörterbuch, das wir seit Jahrzehnten unter diesem Namen kennen, hat kürzlich ein sehr dankenswertes Gegenstück erhalten in einem Stilwörterbuch, das überraschend viel gekauft wird, und eben kommt eine handliche Grammatik dazu, der man denselben Erfolg prophezeien darf. Diese Bücher nehmen dem Sprachamt schon einen Teil seiner Arbeit ab. Das ist gedruckte Sprachberatung: wer sie als verbindlich nehmen will, dem sei es überlassen; wer seiner eignen Sprache und seines eignen Stiles sicher ist, der bleibe frei. Ohne Zweifel gehört die Betreuung solcher Volkswerke zu den Aufgaben des Sprachpflegeamtes. Ich kann mitteilen, daß der Verlag selber diese Verbindung wünscht und für sie erhebliche Opfer zu bringen bereit ist. Aber wichtiger als diese Allerwelts-hilfsmittel, bei denen sich jeder selbst Rats erholen kann, wären für das Sprachamt natürlich die Mittel, die seinen größeren Aufgaben zu genügen

hätten, den Aufgaben der ständigen Überwachung und Beeinflussung unseres sprachlichen Lebens. Das Amt darf nicht bloß Hirn sein, es braucht auch einen Mund. Da wären neue Wege zu suchen: manches gar zu Private, Vereinskafte, 'Sprachdecken'mäßige müßte durch eine anspruchsvollere Art der Werbung abgelöst werden. Das neue Machtmittel des Rundfunks ließe sich einsetzen. Aber auch hier ist nicht einzusehen, warum das Sprachpflegeamt, das vor allem eine Zeitung braucht, nicht auf dem Vorhandenen aufbauen soll.

Wenn ich die Aufgaben des Sprachamtes so begrenze: Sprachberatung, Sprachüberwachung, Sprachweiterbildung, soll damit nicht gesagt sein, daß das Sprachamt sich ausschöpfe von den weitergehenden und andersartigen Sprachaufgaben, die uns heute oder später entgegentreten können. Sicherlich wäre es Aufgabe des Sprachamtes, wenn einmal die Frage der Rechtschreibungsänderung brennend wird, die Sache in die Hand zu nehmen. Ebenso wird das Sprachamt bei mancher anderen Sonderfrage der gegebene Anreger und Vermittler sein. Nur wäre es ein Fehler, das Sprachamt von vornherein mit einem Riesenprogramm zu belasten, wie der Münchener Plan es vorsah. Wer zuviel auf einmal will, der höhlt erfahrungsgemäß die gute Sache aus.

Es ist ein bißchen deutsche Art, wenn irgend etwas nicht im Gleise ist, nach der Obrigkeit zu rufen. Der Deutsche schimpft zwar auf das Amt; im Grunde aber ist er der Überzeugung, daß eine Sache erst recht geborgen ist, wenn sie in den Händen des Amtes liegt; dann braucht man sich nicht weiter um sie zu bekümmern. Hüte uns der Himmel davor, daß es mit dem Sprachamt auch so geht. Eine wirkliche Besserung der sprachlichen Schäden, an denen wir leiden, ist niemals von einem Amte zu gewärtigen; sondern sie setzt eine geduldige und anhaltende Erziehungsarbeit voraus. In der Schule fängt sozusagen das Amt des deutschen Sprachamtes an. Nur wer die Menschen formt und entwickelt, formt und entwickelt im letzten Grunde auch die Sprache. Nun wissen wir: alle Erziehung hat ihre Grenzen, auch die Spracherziehung hat ihre Grenzen. Aber das soll uns nicht beirren, immer wieder mit der Erziehung anzusetzen — nicht zuletzt auch mit der Selbsterziehung.